Das Kaffeemonopol.

Was die Bauern der Ver. Staaten — politisch organisiert in der Peoples Party — einmal anstrebten, nämlich, daß die Regierung der Ver. Staaten ihnen die Landprodukte abkaufe oder wenigstens Geld darauf leihe — man hieß das den Unterschatzamts-Plan — das ist in Brasilien in seinem Haupterzeugnisse, dem Kaffee, richtig verwirklicht worden. Im Jahre 1904 gab es dort eine so reichliche Kaffeeernte, daß der Großhandels-Kaffeepreis auf 3½ Cents das Pfund sank. Der brasilianische Staat Sao Paulo glaubte damals seine Kaffeepflanzer, ja sein ganzes wirthschaftliches Gefüge—denn der Kaffee ist dort das eine große Stapelprodukt — dem Ruin gegenüber, u. belegte das Anpflanzen neuer Kaffeebäume mit einer Steuer, die dank ihrer Höhe als Verbot wirkte und wirken sollte. Da aber der Kaffeebaum oder -Strauch erst im fünften Jahre anfängt, marktfähige Beeren zu tragen und erst im zehnten Jahre seine Vollkraft erreicht, hatte das keinen Einfluß auf die nächsten Ernten und diese fielen groß und immer größer aus.

Das Jahr 1905 brachte 15 Millionen Sack u. vermehrte die überschüssigen Vorräthe um volle 3,000,000 Sack. In 1906 wurden gar 19,654,000 Sack Kaffee geerntet. Der Staat Sao Paulo suchte seinen Pflanzern zu helfen und kaufte in diesen beiden Jahren insgesammt 8,000,000 Sack auf zum Durchschnittspreise von $10 den Sack —etwa das Doppelte des Marktpreises. Das dazu nöthige Geld wurde zu hohen Zinsen usw. im Auslande gepumpt. Den Pflanzern gefiel das. Ihnen war der Staat eine goldspendende Fee, die „Fee" selbst aber kam in die Gefahr, an ihrer Wohlthätigkeit wirthschaftlich zugrunde zu gehen; der Staat bekam immer mehr und mehr Kaffee an Hand, den er nicht wieder loswerden konnte.

Die Lage wurde unhaltbar und die brasilianische Bundesregierung sah sich gezwungen, einzugreifen. Sie veranlaßte Sao Paulo, das Kaffeeeinkaufen einzustellen und nahm selbst eine internationale Anleihe von $75,000,000 auf, mit deren Ertrag die Anleihen Sao Paulos getilgt wurden und zu deren Sicherstellung sie die mittlerweile auf 10,686,000 Sack angewachsenen Kaffeevorräthe des Staates übernahm. Das war im Jahre 1908 und noch vor Ablauf dieses Jahres konnten von den Vorräthen 3,781,000 Sack losgeschlagen werden, so daß nur mehr 7,087,000 Sack verblieben. Die Kaffeeernten von 1909 und 1910 waren etwa normal, so daß es unmöglich wurde, viel von dem Vorrath abzugeben, sollte der Preis nicht gedrückt werden.

Wären die Kaffee-Ernten der Jahre 1909 und 1910 wieder besonders groß ausgefallen, so wäre damit die Lage für Brasilien wieder recht ernst geworden. Da auf die mittelmäßigen Ernten nun eine verhältnißmäßig sehr geringe zu folgen verspricht, sind die Brasilianer fein heraus und können der Welt den Kaffeepreis diktieren. Um die Jahreswende schätzte der Finanzminister des Staates Sao Paulo den Werth des „Valorisationskaffees" auf rund $100,000,000, während die Verpflichtungen sich nur mehr auf $65,000,000 stellten, erweist sich die Valorisations-Politik dank der Gunst der Natur, die mäßige, bezw. kleine Ernten bescherte, als großer Erfolg. „Nicht nur," sagt Dr. Egydia, „wurden durch sie Millionen vor dem Ruin bewahrt, sondern sie sind auch in hohem Grade profitreich für den Staat."

Diese Art „Staats-Sozialismus" — Regelung der Produktion und des Handels — hat sich also bewährt, wobei allerdings die glücklichen Umstände mitgeholfen haben — eine Anzahl weiterer reicher Ernten hätte wahrscheinlich den Kredit der Republik Brasilien bös mitgespielt.

So aber ist es den Brasilianern möglich geworden, die Kaffee-Konsumenten der ganzen Welt tüchtig zu schröpfen. Die Kaffeepreise sind jetzt sehr hoch. Besonders die billigeren Sorten sind gestiegen. Kaffee, der vor einem halben Jahr im Kleinverkauf für 15 Cents das Pfund zu haben war, kostet jetzt 21 und 22 Cents; solcher, der zu 20 Cents verkauft wurde, bringt zur Zeit 25 Cents das Pfund. Auch die besseren Sorten sind gestiegen, aber nicht so sehr. Die feine Java-Bohne, die zu 35 und 40 Cents das Pfund verkauft wurde, steht nur um 2 bis 4 Cents höher im Preise. Wie zumeist, so wird auch hier der arme Mann nicht nur verhältnismäßig, sondern auch absolut von der Theuerung am meisten betroffen. Wo er nicht in Baar mehr bezahlt für seinen Kaffee, da bekommt er für sein Geld geringere Waare, oder geringeres Gewicht — es wird behauptet, daß die Kaffeehändler, die am alten Preis festhalten, nur noch 14 Unzen als „Pfund" geben.

Die Kleinhändler sind ohne Zweifel zu dem Preisaufschlag berechtigt, denn auch sie müssen bedeutend mehr bezahlen als früher. „Spot"-Kaffee — also Kaffee für sofortige Ablieferung — wird zur Zeit an der New Yorker Kaffeebörse mit 13¾ Cents quotiert, und das ist natürlich die grüne Bohne und gilt nur für größere Posten. Im vergangenen Juni stellte sich dieser Preis aber nur auf 8 Cents das Pfund, und vor zwei Jahren wurde der grüne brasilianische Kaffee gar für 6 Cents das Pfund verkauft. Der Großhandelspreis stieg mehr als die „Retail"-Preise, und wenn er sich längere Zeit auf der jetzigen Höhe hält, ist ein weiteres Steigen der Kleinverkaufspreise wahrscheinlich.

Die Brasilianer könnten das verhüten, wenn sie wollten; nämlich, wenn sie ihre Vorräthe losließen. Nahezu die Hälfte des sichtbaren Kaffee-Vorraths, 6,200,000 Sack, befinden sich in Händen der brasilianischen Regierung und werden von dieser als Sicherheit gehalten für die „Valorisations"-Anleihe von $75,000,000 die sie vor fünf Jahre aufnahm. Dieser Kaffee darf nicht verkauft werden ohne die Zustimmung der „Treuhänder" der Anleihe, und diese haben beschlossen und bekannt gegeben, daß sie dieses Jahr nur 1,200,000 Sack von diesem Kaffee auf den Markt bringen werden, so daß der voraussichtliche Mehrverbrauch von 3 Millionen Sack (über den zu erwartenden Ernteertrag hinaus) zu 1,800,000 Sack aus den freien „sichtbaren" Vorräthen gedeckt werden muß, wodurch diese auf rund 6 Millionen Sack verringert werden würden. Dabei muß man wohl noch dankbar sein, daß jene Treuhänder nicht noch mehr zurückhielten und dadurch den Kaffeepreis noch mehr hinauftrieben — die Macht dazu hätten sie wohl gehabt; sie scheinen den Kaffemarkt ziemlich vollständig unter ihrer Kontrolle zu haben.

Ist also das staatssozialistische Experiment Brasiliens eine gute Sache für seine Pflanzer, so kann man es sicher nicht als ein Ideal bezeichnen. Es leidet an zwei großen Mängeln: für die Arbeiter in den Kaffee-Plantagen ist nicht gesorgt, die bekommen nichts oder sehr wenig ab von der enormen Mehreinnahme und zweitens fehlt die Internationalität, welche verhindern würde, daß das Ausland so ausgebeutet wird, wie die Brasilianer es jetzt thun. Aber das ist durchaus kein Plaidoyer zu Gunsten des „freien Mitbewerbes", der die brasilianischen Pflanzer ruiniert und den Konsumenten wahrscheinlich nicht viel geholfen hätte, sondern dagegen, daß der brasilianische Kaffee-Sozialismus blos ein Stückwerk ist.

(Phil. Tageblatt.)

Der Rheinfall in Gefahr.

Mögen wir hinkommen, wohin wir wollen, überall treten uns im Winter Menschen entgegen mit Taschentüchern in der Hand, überall schreckt uns das Niesen irgend eines Mitmenschen aus unsern Beschäftigungen, sogar im eigenen Heim. Gewiß gibt es Leute, die das Ausbrechen eines „gehörigen Schnupfens" als ein Zeichen dafür ansehen, daß sich „irgend eine Krankheit" glücklicherweise auf diese Art Luft macht, doch befinden sich diese Optimisten, die den Schnupfen als das geringere Uebel, ansehen, sicherlich weit in der Minderheit.

Der Schnupfen und die ihm darauf folgende Influenza sind durchaus nicht leichte Unpäßlichkeiten, eine ausgesprochene Influenza kann sogar für den davon Betroffenen mit den größten Schäden an Kraft und Gesundheit verbunden sein, aus welchem Grunde man schon gegen die leisesten Anzeichen einer Erkältung Front machen, oder noch besser sich durch eine rationelle Abhärtung dagegen schützen sollte. Die ärztliche Statistik weist nach, daß Arbeiter im Freien, Anhänger großer Spaziergänge im Winter und überhaupt abgehärtete Personen kaum je von Schnupfen befallen werden, mit Ausnahme, daß sie der Ansteckung verfallen sind.

Ein gutes Mittel, den anbrechenden Schnupfen zu lindern, besteht darin, dem Körper kein Uebermaß von Flüssigkeiten zuzuführen. Man halte daher mit dem Trinken nach Kräften ein. Machen sich die ersten Symptome einer Erkältung bemerkbar, so bereite man sich vor dem Schlafengehen ein schweißtreibendes Getränk, heißen Tee, heiße Milch oder dergl., auch ein Zusatz von Whisky thut gute Dienste. Man achte ferner darauf, daß das Schlafzimmer bei Befürchtung des Ausbrechens eines Schnupfens nicht ungeheizt bleibt, weil der geschwitzte, unbedeckte Körper des Nachts in vorgenannten Fällen den Schnupfen vermehren helfen könnte. Ist der Schnupfer erst „durchgebrochen", so versuche mit es mit Nasenbädern. Die Anwendung dieser Bäder ist leider viel zu gering, weil man sich scheut, diese Prozedur vorzunehmen. Das liegt aber lediglich an der falschen Anwendung dieser Bäder. Man hat bei einem Nasenbad durchaus nicht nöthig, das angewärmte, mit einer Spur Salz oder Borsäure versetzte Wasser in die Nase mit Gewalt hinaufzuziehen. Das ist mit Schmerzen im Kopf verbunden und zudem gar nicht nöthig. Es genügt vollkommen, wenn man das Bad gelinde in die Nase zieht, so, daß es wieder herausträufeln kann. Vielfach gesellt sich auch zum Schnupfen ein benommenes, trockenes Gefühl im Halse mit Schluckbeschwerden. Diese Nebenumstände beseitigt man leicht durch Lutschen eines Zitronenstückchens; einige Tropfen Glyzerin auf einen Teelöffel warmen Wassers gethan u. geschluckt, beseitigen in den meisten Fällen auf Stunden jede Trockenheit im Halse.

Nicht zu verwechseln mit dem nach kurzer Zeit vorübergehenden Schnupfen ist jedoch die Influenza oder Grippe. Sie kann eine Folgeerscheinung des Schnupfens sein, tritt aber meist allein auf und ist in ihrer Wirkung nicht zu unterschätzen. Die an Influenza Erkrankten verspüren außer einer Benommenheit im Kopfe sofort Schwere der Glieder, Schmerzen im Rücken, Stechen in den Seiten und neigen sofort zum Fieber. Da dergleichen Erscheinungen unter Umständen auch bei starken Erkältungen auftreten können, versuche man es für die erste Nacht mit den eben erwähnten Hausmitteln; haben diese jedoch am nächsten Tag nicht eine merkliche Besserung mit sich gebracht, so begebe man sich unverzüglich zu einem Arzt; denn die Influenza ist durchaus keine Krankheit, die durch Hausmittel geheilt sein will. Dauerndes Siechthum, ja Geisteskrankheit hat sie nur zu oft im Gefolge, ohne daß man sich vielleicht erklären kann, daß diese Folgeerscheinungen lediglich darauf zurückzuführen sind, weil man keinen Arzt zur richtigen Behandlung der meist langwierigen Krankheit zu Rathe zog.

Gegen Erkältung kann man sich leicht durch Abhärtung schützen. Man übe sich, wenn es die Konstitution der Person gestattet, in kalten Waschungen des Morgens, man athme bei kaltem Wetter auf der Straße durch die Nase und sorge für eine genügende Bedeckung des Halses. Ausgedehnte Spaziergänge in der kalten Jahreszeit sind für den Körper kaum zu ersetzen, also nur die frische Luft nicht fürchten!

Im Zeichen der Influenza.

Eine der Hauptverkehrsfragen, die zur Zeit in der Schweiz zur Diskussion steht, ist unstreitig die Rheinschiffahrt. Von Basel bis zum Bodensee hinauf werden gewaltige Anstrengungen gemacht, um den direkten Verkehr mit dem Meer auf dem Wasserwege herzustellen. Bis Basel geht die Sache verhältnißmäßig leicht, bei normalem Wasserstande ist der Rhein auf seiner unteren Strecke einen großen Teil des Jahres schiffbar, wobei allerdings betont werden muß, daß einzelne Brükken, wie die in Kehl und andere, mit der Zeit abgeändert werden müssen, da sie ein beständiges Hindernis bilden.

Schwieriger gestaltet sich die Sache aber auf der Strecke Basel—Schaffhausen. Das erste Hinderniß, die Stromschnelle bei Laufenburg, die allerdings jetzt gesprengt ist, wird durch eine Schleuse überwunden, die beim dortigen Kraftwerk eingebaut und die Aufnahme großer Schiffe gestatten wird. Von hier ist der Rhein wieder frei bis an den Rheinfall. Die Frage nun, wie es mit diesem Hinderniß stehe, ist schon oft aufgeworfen worden; von besonderer Bedeutung ist sie aber jetzt, nachdem die sämmtlichen Bodenseeuferstaaten gewillt sind, die Rheinschiffahrt mit allen Kräften zu fördern und durchzuführen. Die schweizerische Heimatschutzkommission hat sich nun kürzlich bei den Schiffahrtsverbänden erkundigt, ob bei der Projektierung der Rheinfallumgebung zu Schiffahrtszwecken die Schönheit des Rheinfalls gewahrt bleibe. Darauf ist folgende Antwort ertheilt worden: „Wir werden nicht ermangeln, die Integrität des Rheinfalls so gut wie möglich zu wahren; immerhin werden wir mit dem Schiffahrtskanal ein Wasserwerk in Verbindung bringen u. dem Rhein insgesammt 50 Kubikmeter Wasser pro Sekunde entziehen, d. h. so viel, wie die beiden Kantone Zürich und Schaffhausen als Besitzer des Falles zu entziehen berechtigt sind. Diese Entnahme des Wassers wird auf die Schönheit des Rheinfalls nur bei ganz kleinem Wasserstand, also während der strengsten Winterszeit, von Einfluß sein, aber bei der in Aussicht genommenen Regulierung des Bodensees wieder zum größten Theil verschwinden."

Diese Auskunft hat nun in Schaffhausen nicht befriedigt. Der dortige Regierungsrath, also das Ministerium des Kantons, hat auf diese Antwort hin sofort beschlossen, beim Verbandspräsidenten der Rhein-Bodenseeschiffahrt gegen die Absicht zu protestieren, in Verbindung mit der Schleusenanlage zur Hebung der Schiffe noch ein Kraftwerk am Rheinfall zu erstellen. Er erklärt dabei, gegen jedes Schiffahrtsprojekt am Rhein entschieden Stellung zu nehmen, das nicht die völlige Integrität dieses Naturwunders sichert und das dem Rhein mehr Wasser zu entnehmen plant, als für das Durchschleusen der Schiffe nöthig ist. Der Kanton Schaffhausen wird sicher keine andere Konzession irgendwelcher Art am Rheinfall ertheilen, als eine solche, die den genannten Bedingungen entspricht, und er wird mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dieser Auffassung Nachahmung verschaffen. Es wird ohne Verzug beim eidgenössischen Departement des Innern dahin gewirkt, daß seitens des Bundesrathes nie eine Konzession ertheilt wird für die Ausnützung und Benutzung des Rheinfalls, das diesen als Naturwunder beeinträchtigen würde. Hinter dem Schaffhausener Regierungsrath steht, wie nicht anders zu erwarten, der Großtheil der schweizerischen Bevölkerung, sodaß für den Moment keine Gefahr für die Weiterexistenz des Rheinfalls besteht.

Die Idee, dieses Naturwunder zu beseitigen, ist nicht neu, sie ist schon vor bald 400 Jahren aufgetaucht. Im 16. Jahrhundert nahm die Flößerei auf dem Rhein vom Bodensee hinab bis Holland einen ganz gewaltigen Aufschwung. Es war hauptsächlich der Bregenzer Wald, dessen Bäume gefällt und auf dem Wasserweg in ferne Länder geführt wurden. Diesem Holztransport in Flößen waren der Rheinfall und die Stromschnellen bei Laufenburg und Beuggen widrige Hindernisse. Die Flöße, die von Konstanz den Rhein hinunterkamen, mußten bei Schaffhausen aufgelöst werden. Von dort wurde das Holz auf Wagen nach dem Schlößchen Wörth geführt und hier wiederum zum Floß zusammengebunden. Dieses Intermezzo bedeutete natürlich einen bedeutenden Zeitverlust und vertheuerte zudem die Geschichte gewaltig. So kam eine belgische Handelsgesellschaft auf die Idee, den Rheinfall und die beiden erwähnten Stromschnellen zu sprengen. Sie erbot sich hierzu im Jahre 1609, das Unternehmen auf eigene Kosten ausführen und vom Bodensee bis zum Meere eine ungehemmte Schiffahrt herzustellen. Das Projekt erhielt aber so wenig greifbare Gestalt, wie eine später, erst im vergangenen Jahrhundert aufgetauchte Idee des Schaffhausener Ingenieurs Meyers, der 1839 Pläne veröffentlichte über die Anlegung eines Tunnels mit zehn Schleusen unter dem Schloß Laufen hindurch, womit der Rheinfall schiffbar gemacht worden wäre.

Also alles schon dagewesen. Der Rheinfall soll nach dem heutigen Schiffahrtsprojekt auch durch einen seitlichen Stollen umgangen werden. Wir zweifeln nicht daran, daß man das fertig bringen wird, ohne der Schönheit des Falles Eintrag zu thun und den Widerstand Schaffhausens herauszufordern, das zwar Feuer und Flamme für die Schiffbarmachung sdes Rheines ist, sich aber auch mit Recht für die Integrität seines Rheinfalls wehrt.

Zu viel verlangt.

Professor (auf dem Spaziergang zu seinem Sohn): „Ich will Dich nicht vor Deinen Schultameraden beschämen; aber zu Hause bekommst Du eine ordentliche Tracht Prügel ..... erinnere mich daran!"

In der Schule.

(Beim Religionsunterricht.) Lehrer (bei Erzählung biblischer Wunder): „Wie nennt man also eine Handlung, bei welcher Wasser in Wein verwandelt wird?"

Schüler: „Eine Weinhandlung."

Schlimm und schlimmer.

„Ich reiche gegen meine Frau die Ehescheidungsklage ein — sie hat mich böswillig verlassen."

„Du Glücklicher; Die meinige bleibt böswillig."

— „Du, Emil, dein Paletot, den de heite an hast, sieht ja so mitjenommen aus!"
— „Mensch, Anjust, det is er ja ooch!"

Offener Schreibebrief von Lizzie Hankstengel.

No. 558. Wenn en Mensch dumm is, dann is er als e Ruhl arm, bikahs wenn er schmart wär, dann wär er nit arm. En armer Feger der duht zu nicks emaunte un wenn er die beste Schul-Ettjukehschen genosse hat, awwer en Mann wo Geld hat, der is ahlrecht un wenn er nur mit ach un krach soviel gelernt hat, for sein Name schreiwe zu könne. Jedes zieht den Hut vor ihm ab un duht ihn als en feine Schentelmann riespecte. Ich denke das kommt daher, daß wenn en Mensch in bessere Sasseiethee komme duht un er hat nit grad e zwei Insch un e halb Bord vor sein Kopp, er treie duht in Riegard zu Männers e wenig zu impruhfe. Den Weg werd er mit die Zeit e wenig gepallischt un mer duht den Differenz nit mehr so arig viel nohtisse.

Mit den Philipp, was mein Hosband is, is das different. Ich will ja nit klehme, daß er einer von die dummste is, wo mer hat. Er hat ja genug in sein Kopp, er kann es nur nit so recht von sich gewwe. Un wo ich am allermehrschte Fahlt zu finne hen, das sin seine Männersch. Ich hen ihn doch schon e ganze Latt in gute Sosseiethee gebracht, awwer jedesmal hat er sich un mich blamirt, so daß ich mich hen schäme müsse wie alles. Un jedes mal hen ich mein Meind aufgemacht, daß ich nie nit widder en Etempt mache wollt ihn in bessere Gesellschaft zu bringe. Er soll nur ruhig bei den Wedesweiler gehn. Ich will Ihne heut noch emal e Stickelche verzähle un dann wer'n Sie ausfinne, daß ich nit zu blehme sin, wenn ich so disgostet mit ihn sin.

Letschte Woch war, wie Se ja wisse werde, e Ahperie Compenie in Taun, wo die Merrie Widdoh gespielt hat. Jedes hat davon gethakt un da hen ich mein Meind aufgemacht, daß ich mit den Philipp hingehn wollt. Er hat zuerscht gekickt wie alles, awwer schließlich hat er mit den Wedesweiler driwwer gesproche un der hat sein Meind aufgemacht, daß er mit seine Alte auch mit gehn wollt. Der Philipp hat ihn ferchterlich viel von verzählt was so e Ahperie so schön wär un er könnt nic nit vergesse, wie er in die alte Kontrie in seine junge Jahre den Schreifritz odder Freischitz gesehn hat. Well, wie der Obend komme is, da hen mer uns aufgefickst, un weil der Wedesweiler sein Saluhn nit so früh hat zumache könne, da sin mir Lehdies vorangange un der Philipp wollt dann mit den Wedesweiler e wenig später nachkomme. Das Thiehter war ganz schrecklich mit Mensche gefüllt un nur in unsere Roh ware noch die zwei Siets for die Mennfohks frei. Die Musik hat gestart zu spiele un der Körten is dann in die Höh gange un grad wie die Verformanz gestart hat, do is der Wedesweiler komme. Off Kohrs hen alle Piebels in die Roh aufstehn müsse un es is e große Distörbens gewese. Wie alles widder in Ordnung war, da is auch der Philipp angerückt komme. Die Piebels hen widder aufstehn müsse un jedes hat gekickt un ich hen mich geschehmt wie alles. Den Philipp hat das gar nicks ausgemacht. Er hat in alle Gemiethsruh sein Koht ausgezoge un hat seine Schnuffbacks eraus geholt un hat sich en Schnuff getäckelt grad als wenn er bei den Wedesweiler sitze deht. Dann hat er auch noch gestart zu schniesse! Einmal, zweimal, dreimal, viermal! Un dann hat er seine Nohs gebloht, das war ganz schrecklich, grad wie e Ahtomobil-Horn! Well, Se könne sich denke, daß da die Leut gekickt hen! Einer wo hinner den Philipp gesesse hat, der hat ihn dannegekahlt for fehr un hat gesagt, Leut wie er die hätte enniweg in kein Thiehter ebbes zu duhn. Den Philip hat das gar nicks ausgemacht und denke Se emal, wie e junge Lehdie, wo in Front von ihn gesesse hat, sich erumgedreht hat un ihn von owwe bis unne angeguckt hat, hat der Kunne den Nörf un duht sie seine Schnuffbacks hinhalte un duht sie frage, en Schnuff zu täckele! Ich sin puttieniehr in die Erd gesunke ,so hen ich mich geschehmt. Ich hen grad geäckt, als wenn er mich gar nicks an deht gehn. Well, so for ebaut zwanzig Minnits hat niemand ebbes verstehn könne, was an die Stehtsch vor is gange. Wie dann endlich alles widder e wenig gesettelt gewese is, start der Philipp mit einem mal in seine Packets for ebbes zu suche. In seine Westpackets in seine Kohtpackets in seine Hipppackets, iwwerall hat er gesucht; er hat auch an den Flo hrgeguckt un ich kann Ihne sage, ich hen bald die Fitz kriegt, bikays all die Piebels in die Nehberhutt hen schon widder gestart Niemarks zu mache. Ich hen ihn zu gewischpert: „Fort Guttneß Sehs Phil, bischt du denn schuhr genug krehsig? Weischt du denn nit so viel, daß mer sich in e Thiehter behehfe muß?" Un da hat er ganz laut gesagt, bei ihn deht zuerscht das Bißneß komme un dann das Vergniege. Er deht ebbes misse un es wär sein Priffeletsch, dafor zu honte. Wen das nit suhte deht, der könnt ja heim gehn. Un was duht der Kunne, er steht widder au fun macht sich reddig autseit zu gehn. Da hätte Se awwer emal die Kickerei höre solle, wie die ganze Roh widder hat aufstehn müsse! Jedes hat gesagt, das wär e Unverschämtheit un mer sollt so en Kerl enaus schmeisse; se hätte ihr Geld bezahlt for en Schoh zu sehn un dehte nit dazu fühle sich Ihre Rechte nemme zu lasse von so en Raudie. Jetzt denke Se eaml Mister Edithor, das hen ich als Frau alle einnemme müsse un ich hen die Piebels nit emal blehme könne. Der Philipp is schuhr genug autseit un wie er drauße war, da is der Körten widder erunner gange un der erschte Akt war iwwer. Es wär zuviel, wenn ich Ihne heut alles verzähle deht, was es noch in die Performenz gewwe hat, un for den Riesen will ich Ihne liewer das End in mein nächste Schreiwebrief riepohrte. Daß der Philipp noch nit mit sein Monkieschein dorch war, das könne Se sich denke. Mit beste Riegards

Yours

Lizzie Hanfstengel.

Aus dem Regen in die Traufe.

„Warum bist Du denn so verdrießlich, Kleiner?"

„Mir is a Kirschkern in die Trompeten kommen und jetzt bläst's nimmer!"

„Na, dann' zeig mal her — den werden wir gleich herausblasen!—

So, da hab' ich jetzt was Schönes gemacht!"

Gefolgert.

„Ist es wahr, daß die Erde sich um die Sonne dreht?"

„Gewiß, mein Kind."

„Aber .... wenn nun keine Sonne scheint?"

Im Eifer.

Vertheidiger: „Daß der Angeklagte dreißigmal vorbestraft ist, darf Sie nicht wunder nehmen, meine Herren! .... Wie soll der arme Teufel dem Auge des Gesetzes entgehen?! Sehen Sie ihn an — er ist ja aus lauter besonderen Kennzeichen zusammengesetzt!"

Aus der zahnärztlichen Praxis.

„Warum gehen Sie nicht lieber zu dem Zahnarzt vis-a-vis? Das ist doch ein guter Bekannter von Ihnen!"

„Ach nein, da komm' ich gleich d'ran!"